

Einleitung

I.

In der Wolkenstein-Forschung hat die kritische Beschäftigung mit seinen (so genannten?) autobiographischen Liedern schon seit langem eine Rolle gespielt. Besonders dank der Forschungen von Ute und Anton Schwob verfügt man bei Oswald aber auch über eine große Fülle nicht von ihm selbst literarisch (v)erstellter Informationen, die man mit seiner Dichtung konfrontieren kann. Er kann als Paradigma bei der Untersuchung des Verhältnisses von Fakt und Fiktion in autobiographisch orientierten Texten gelten (vgl. Beiträge im JOWG 19 (2013); bereits zuvor mehrfach dazu U. Müller). In der Auseinandersetzung um Fragen nach dem Beginn autobiographischen Schreibens stößt man freilich immer wieder auf die Position, mittelalterliches „autobiographisches“ Schreiben sei nicht autobiographisch im aktuellen Sinn des Wortes. Auf dieser Grundlage lohnt es sich zweifellos, die Frage nach dem Stellenwert des „authentischen“ Lebens und dessen Stellenwert in der mittelalterlichen/frühneuzeitlichen Literatur aufzugreifen. Zudem stellt sich die Frage nach der Literarisierung und deren Strategien: Ist Seuses ‚Vita‘ schon deshalb keine Vita, weil sie literarische Topoi und Versatzstücke benutzt und vom „Diener“ spricht? Ist Elsbeths von Oye Erfahrung nicht ihre eigene, weil sie streckenweise fremde Texte montiert? Was macht eigentlich eine „richtige“ Autobiographie aus? Der Wille, eine zu schreiben?

Im mittelalterlichen Roman tauchen die „Ichs“ bestimmter Autoren in einer Weise auf, die es schwer macht, die Unterscheidung Erzähler-Autor-Figur/Rolle immer aufrecht zu erhalten. Wer also spricht, wenn Hartmann über sich spricht, weshalb und wie erzählt Wolfram wem in welcher Weise ausgesuchte Splitter seines Lebensumfeldes in seinen Texten?

Minnesang und Spruchdichtung kennen von Anbeginn an das Spiel mit Fragmenten (auto-) biographischer Art, die gezielt als Vexierspiel und Grenzgang zwischen Fiktionalität, Poetizität und scheinbarer, vorgeblicher Realität eingesetzt werden. Solche z. T. im deutschen Sprachraum nicht direkt übernommene Traditionen kennzeichnen die Trobador-Dichtung (vidas und razos), im Spätmittelalter z. B. auch die Werke von Guillaume de Machaut und Francois Villon. Die Lust des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit an narrativer Vervollständigung solcher ursprünglich fragmentarischer Einsprengsel zeigen die verschiedenen „Balladen-Viten“ (Tannhäuser, Morungen etc.) oder die Schwankromane (Neithart Fuchs). Jedenfalls finden sich autobiographische Elemente in der Lieddichtung, um nur einige Autoren zu nennen, von Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue und Neidhart über Ulrich von Liechtenstein und den Mönch von Salzburg bis zu Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein und Michel Beheim. An welchen Stellen und zu welchem Zweck und unter welchen Perspektiven fließen solche „Geschichten, die das Leben

schrieb“, in die Dichtung ein? Zu welchem Zweck werden sie eingesetzt? Welche Rolle spielt das Einschreiben des eigenen Namens (Ich Wolkenstein) in diese Dichtung? Welche Rolle spielt das Leben in der Dichtung, aber auch die Dichtung im Leben? Wie funktioniert Selbstströmung oder Ironisierung des eigenen Selbst in den Texten? Welche Funktionen haben derartige Lebenserinnerungen in längeren Szenen oder blitzhaften Momenten? Setzen sie ein Ich? Setzen sie es gar programmatisch? Stiften sie *memoria* – und wenn ja: wie und für wen? Im Bezug auf die eigene Familie, eine andere Gemeinschaft, Freundeskreise, vor „Gottes ewigem Gedächtnis“ gar? Wie unterscheiden sich „Lebenssplitter“ in kleineren Texten (vgl. etwa Walthers Atze-Sprüche) von großen zusammenhängenden Entwürfen (Hugo von Montfort oder gar Ulrich von Liechtenstein; vgl. dazu u. a. das Grazer Projekt von W. u. A. Hofmeister: <https://literaturpfade.uni-graz.at/de/dichterleben/>)? Was zeichnet diese Entwürfe aus? Wie konkret arrangieren sie ein „Leben“? Welches „Ich“ wird auf welche Weise konstruiert und konturiert? In welchem Verhältnis stehen „lebensnahe“ und „lebensferne“ Teile der Dichtung?

Bezieht man die Sangspruchdichtung mit ein, gewinnt man ein Feld, das Dichterleben und -sterben (Rumeland über den Marnen) in Relation zu anderen setzt und das „das Leben der Anderen“ (z. B. Fürsten, z. B. Kollegen) in die Dichtung mit einbringt. Die heraldische Dichtung bietet ein weites Forschungsfeld, in dem Leben und Text in Beziehung treten.

Im Bereich der Mystik fokussiert man oft auf Seuses *Vita* und debattiert die Frage nach der Autobiographie. Sind solche Lebensentwürfe (z. B. auch Spuren bei Mechthild von Magdeburg und den Helftaerinnen, Schwesternbücher, *Gnadenleben* des Friedrich Sunder, Heilkes von Staufenberg *Gertrud von Ortenberg*, Rulman Merswin, Christine Ebner, Margarethe Ebner) nicht aber zu allererst Musterleben, exemplarisch erzählt, um Vorbild oder Warnbild zu sein? Was sind die Unterschiede zwischen Selbst- und Fremd-Entwurf (Dietrichs von Apolda *Leben der Hl. Elisabeth*)? Welche Rolle spielen SchreiberInnen und RedaktorInnen bei der Veränderung, ja Erschaffung solcher Lebensbilder (Schwester N in Helfta)? Welche Rolle spielen umgekehrt Beichtväter und Berater bei der Gestaltung „wirklicher“ Leben nach literarischen (!) Mustern der Heiligkeit (Elisabeth, Mechthild, Dorothea von Montau)?

Wie unterscheiden sich von diesen religiös-spirituell-mystischen Lebensbeschreibungen die Entwürfe des Stadtbürgertums (Burkhard Zink in Augsburg) oder des Adels: (Karl IV., bei dem man die Chance hätte, den *Liber viaticus* seines Kanzlers, des Bischofs Johann von Neumarkt, dagegen zu stellen; Maximilians lateinische *Autobiographie*, *Theuerdank* und *Weißkunig*; Götz von Berlichingen und Georg von Ehingen, um nur einige zu nennen)? In der Debatte um den *Ackermann* war die Diskussion über eine Einschätzung als Schilderung des „wahren“ Lebens und der bewegenden Trauer um die verstorbene Frau einerseits oder der literarischen Schreibübung andererseits stets virulent. Hier stellt sich die Frage, ob der Kontrast zwischen Fakt (dem „wahren“ Leben) und Fiktion (dem erdichteten Leben) weiterführt, oder ob die Frage nach dem

literarisch verdichteten Leben weiterführen kann. Wie, wo im Text, zu welchem Zweck und mit welchen literarischen Mitteln werden als solche wie erkennbare Lebenspartikel (v)erdichtet? Und wo eigentlich ist die Grenze zwischen mittelalterlicher Autobiographie und neuzeitlicher Autobiographie?

Das Thema scheint in mehrere Richtungen erweiterbar, nämlich gesamteuropäisch bzw. transkulturell (wenn man etwa, um ein weniger bekanntes Beispiel als Abaelard und Petrarca zu nennen, im Bereich der Mystik an Margery Kempe, aber auch an die spätmittelalterliche französische Lied- bzw. Spruchdichtung denkt); vor allem aber auch, indem man – wie bei der Mystik und der Sangespruchdichtung schon angedeutet – über das Autobiographische hinausginge und Texte mit einbezieht, die das „Leben der Anderen“ beschreiben: beispielsweise von Einhart über Strickers *Karl* bis Heinrichs von Freiberg *Ritterfahrt des Johann von Michelsberg* oder Ludwigs von Eyb d. J. zum Hartenstein *Wilwolt von Schaumberg*. – Die Grundsatzfrage wäre dann nicht mehr: *Hân ich mîn leben geschriben oder ist ez wâr?* Sondern was genau macht eigentlich das richtige (wirkliche?) Leben im „falschen“ (erdichteten) und welche literarische Funktion hat es dort?

II.

Mit diesem Ausschreibungstext hatten wir zu unserer Tagung eingeladen, die vom 25.–28. September 2019 im Priesterseminar in Brixen stattfand und ein großes Echo in der Fachwelt fand. Besonders auf Interesse stießen die „Klassiker“ unseres Faches: die ritterlich-fürstliche, auch beginnende bürgerliche Selbstinszenierung, dann aber auch die zur Zeit ohnedies immer stärker wahrgenommene geistliche Literatur. Die Vorschläge des Ausschreibungstextes wurden eigentlich alle in verschiedenster Weise angenommen, aber auch um neue und überraschende Gesichtspunkte erweitert, die hier, um den vielen Beiträgen selbst möglichst viel Raum zu lassen, nur sehr kurz gerade erwähnt werden können:

Beim Interesse an den „Klassikern“ der mittelalterlichen „Höhenkamm-Literatur“ überwog bei Weitem das Interesse an der Lieddichtung. Mit einer überraschenden Wende beginnen freilich die Beiträge zum höfischen Roman. Im ersten Beitrag wendet sich Bernd Bastert den Artus-Romanen zu, dies aber nicht aus dem Interesse, das die Forschung weitgehend geprägt hat, nämlich quasi dem der wie immer gearteten Rekonstruktion von (Pseudo)Biographien von Hartmann oder Wolfram oder narratologischen Aspekten. Basterts Blick gilt in seinem Beitrag vielmehr den Gönnerfiguren in Artusromanen; er untersucht deren unterschiedliche Verwendung in Verbindung mit der Frage im Zentrum, welche Rolle Gönner in dieser Literatursorte spielen. Im darauffolgenden Beitrag wendet unsere leider viel zu früh verstorbene Kollegin Seraina Plotke sich hauptsächlich Hartmann und Wolfram zu, beschreibt unter übergreifenden Gesichtspunkten („mittelalterliche Klappentexte?“) aber Autorfiktion und Autorfunktion (pseudo)biographischer Aussagen auch im Blick auf aktuelle Gegenwartsliteratur.

Das Interesse an der Lieddichtung zeigt ein vielfältiges Changieren zwischen tatsächlichen biographischen Informationen, ihrer literarischen Verwendung und Fiktionalisierung. Das Interesse war zunächst stark auf Walther konzentriert, und bereits hier spiegeln sich die unterschiedlichen möglichen Verfahrensweisen. Wolfgang Haubrichs untersucht Biographieelemente in Walthers Lyrik, Mathias Herweg stellt die provokante Frage gewissermaßen dagegen: Wieviel „Walther“ steckt in Walther? In ähnliche Richtungen geht Christoph Schanze mit seiner Frage „Mochte Walther Bohnen?“. Die (pseudo)autobiographischen Splitter und die intertextuell konstruierte Biographie stellt Elisabeth Lienert in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung zum *Neithart Fuchs*. Worum es bei all dem letztlich geht, zeigt sich beispielhaft an Holger Runows Beitrag, der von einer Sehnsucht nach Biographie einerseits und der literarisch-biographischen Geltungsstrategie der Autoren andererseits spricht.

Die genannte Sehnsucht nach Biographie charakterisiert treffend wenigstens einen Großteil der Forschung früherer Zeiten. Demgegenüber steht eine bewusste Strategie mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Autoren. Dies lässt sich etwa beispielhaft an dem Namensgeber der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft zeigen, der im Mittelpunkt von zwei Untersuchungen steht, die während der Tagung vorgestellt wurden: Britta Bußmann wendet sich Oswalds geistlichen Liedern zu und versucht, die Situation der Sprechinstanz zwischen Autorkonkretisation und kollektivem Ich (etwa bei Gebeten) zu kategorisieren; Beate Kellner geht von einer Perspektivierung des Ichs in Oswalds geistlichen Liedern aus. Beide Darstellungen zeigen, dass Oswalds geistliche Lieder in der Forschung inzwischen wieder mehr in den Mittelpunkt rücken. Einen dritten Beitrag zu Oswald hat Hans Moser außerhalb unserer Tagung zur „Illokution von Kl. 18“ beigesteuert, einem der bekanntesten und am meisten untersuchten Texte Oswalds von Wolkenstein.

Die geistliche Literatur wird ebenfalls in mehreren Beiträgen untersucht. So hat Alexander Rudolph Mechthilds Buch der fließenden Gottheit analysiert und hier neben die Untersuchung des Ich auch das immer wichtiger werdende Du in den Mittelpunkt seiner Arbeit gestellt. David Gabriel wendet sich der Vita Seuses zu, Stefan Abel stellt Biographisierungstendenzen bei Dorothea Bailer vor. Dass in der geistlichen Literatur nicht nur die Selbstbiographie eine bedeutende Rolle spielt, sondern selbstverständlich auch die Hagiographie, zeigt sich an zwei Beiträgen: Maryvonne Hagby über Yolanda von Vianden und Dorothea Klein über die Kilianslegenden, die in ihren verschiedenen Formen eine klare Entwicklung zwischen Literarisierung und Rehistorisierung offenkundig werden lassen.

Einen Ausblick in vielfacher Hinsicht bietet Brigitte Burrichers Untersuchung zu Christine de Pizan. Zum einen wird hier ein europäischer Kontext evident, zum zweiten zeigt sich eine interessante Form zwischen weiblicher „Autobiographie“, moraldidaktisch-ethischer und religiöser Unterweisung, vor allem aber auch ein der Selbstinszenierung einer Intellektuellen in einem über die deutsche Literatur hinausweisenden europäischen Rahmen.

Diese Selbstinszenierung steht ebenfalls im Zentrum der eigentlich „historischen“ Lebensbeschreibungen. Auch hier werden gewissermaßen die „Klassiker“ dieser Literaturgattung (wenn man von einer Gattung sprechen kann) behandelt. Alan V. Murray beginnt mit Ulrich von Liechtenstein, Christian Hoffarth stellt Schiltbergers Reisen vor, Kathrin Chlench-Priber Georgs von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft zwischen Selbstrepräsentation und den tatsächlichen Fakten, die die Reisen zum Heiligen Land, zu verschiedenen Höfen oder die Teilnahme an der Belagerung von Ceuta betreffen. Johannes Klaus Kipf stellt zwei verschiedene Lebensentwürfe unter treffenden Titeln gewissermaßen gegeneinander: Götz von Berlichingen unter dem Titel „Von der Fehde zur Feder“ und Thomas Platter unter dem Titel „Vom Hirtenknaben zum Humanisten“. Dabei zeigt sich, wie literarische Selbststilisierungstendenzen aufgegriffen werden und auch in den Titeln von Forschungsbeiträgen beispielhaft lebendig werden. Das Kronjuwel der Gattung, Maximilians I. *Weißkunig*, steht im Zentrum von Jan-Dirk Müllers Überlegungen zu seiner Position zwischen Fürstenspiegel und Panegyricus.

Das stete Spannungsverhältnis zwischen Literatur und Lebenssplittern oder zwischen Lebensliteratur und tatsächlichen Zuständen zeigen beispielhaft die Artikel, die wir an den Schluss des Bandes, auch als Ausblick, gestellt haben, nämlich Rudolf Kilian Weigands ausführliche Überlegungen zur Frage „Informationen verdichten: Die (dichterische) Funktion ritterlichen Kampfes“, in der ritterliche Kampfesrealität und ihre Darstellung in der Literatur sowohl gegenübergestellt als auch aufeinander bezogen werden. Eine ähnliche Frage in etwas anderer Ausrichtung stellt Max Siller mit dem Titel „Erdichtete Ritterleben?“, in denen aus der Dichtung vor allem auf die psychologisch gespannte Situation jüngerer Ritter geschlossen werden kann.

Die Tagung wurde außer den hier abgedruckten Beiträgen noch bereichert durch Vorträge von Raoul Dubois, Robert Forke, Klaus Graf und Siegrid Schmidt. Diese Beiträge waren zum Teil anderwärts zugesagt gewesen oder für die Oralität bestimmt.

III.

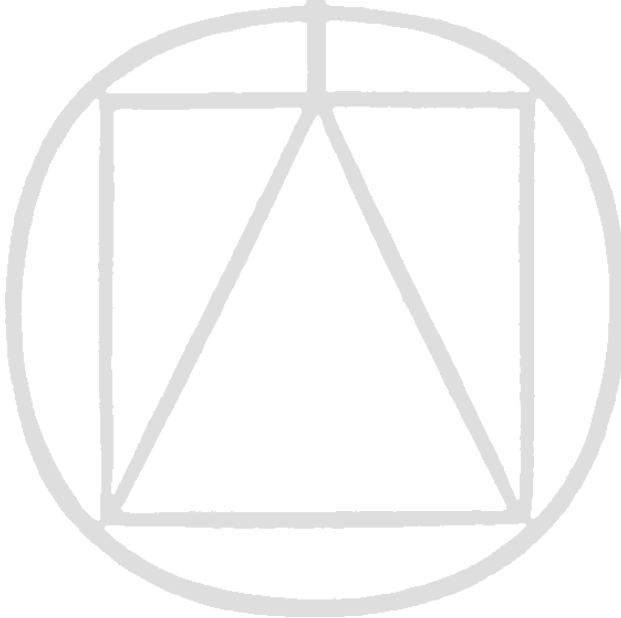
Einen Höhepunkt der Tagung bildete ein Konzert von PerSonat (Sabine Lutzenberger, Marc Lewon und Baptiste Romain). Dieses Konzert versammelte eine ganze Reihe von Liedern, die in unmittelbarem Bezug zur Tagung standen, feierte aber auch gebührend zu ihrem Abschied aus diesem Amt die langjährige Erste Vorsitzende Sieglinde Hartmann im Rahmen zweier umgedichteter autobiographischer Lieder Oswalds aus der Feder Freimut Lösers und Martin Schuberts, die Bestandteile biographischer Realität (oder Fiktion?) einer Person namens Sieglinde Hartmann und deren langjähriger Tätigkeit in der Oswald-Gesellschaft beinhalten.

Dem Priesterseminar in Brixen haben wir für die überaus gastfreundliche Aufnahme sehr herzlich zu danken, insbesondere Herrn Dr. Benno Pfattner.

Für Hilfe bei der Vorbereitung der Drucklegung danken wir dem Augsburger Lehrstuhl-Team, namentlich Stefanie Helmschrott, Robert Steinke und Kathrin Morenweiser; für ihre Unterstützung bei der Erstellung des Registers und Mitarbeit bei den Korrekturgängen danken wir Veronika Jocher (Bamberg) sehr herzlich.

Unser besonderer Dank aber gilt Martin Fischer, der nicht nur die Organisation unserer Tagung schon im Vorfeld und vor Ort perfekt betreut hat, sondern auch die Drucklegung trotz aller coronabedingter Widrigkeiten vorbereitet und inhaltlich wie technisch unterstützt hat.

Ingrid Bennewitz und Freimut Löser



Von der Anonymität zur zentralen Figur? Gönnerfigurationen im deutschsprachigen Artusroman

Ich-Figurationen, die zu erzählten Leben verdichtet sind, existieren in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Literatur in vielerlei Facetten, Gattungen und Konstellationen. Dass diese Autor/Erzähler-Entwürfe dabei komplizierte und hochkomplexe Verbindungen eingehen können, macht nicht zuletzt die Problematik, aber auch den Reiz jener Texte aus. Doch zur vormodernen Literaturproduktion wie -rezeption zählt nicht nur ein Autor/eine Autorin, der oder die sich, wie vermittelt auch immer, in ein literarisches Kunstwerk einzubringen und einzuschreiben vermag, es gehört in einer Epoche, in der ein institutionalisierter Literaturbetrieb und ein literarischer Markt noch nicht existierten, in der Regel ebenfalls eine weitere Person hinzu: ein Gönner oder eine Gönnerin, der/die Literatur und literarisches Schreiben überhaupt erst ermöglicht – im Bewusstsein der Literaturwissenschaft aber zumeist sehr viel weniger präsent ist als der Autor oder Ich-Erzähler eines Werks. Nicht so häufig und deutlich wie und in anderer Weise als die Ich-Erzähler und/oder Autor-Figurationen, aber durchaus doch wahrnehmbar gewinnen in manchen Fällen gleichfalls Gönnerinnen und Gönner zumindest Anteile eines (v)erdichteten Lebens, das spezifische Ausprägungen kennt.¹ Dazu zählen weniger jene Formen der einfachen Insertion von Namen bzw. Personen als Vergleichsgrößen in literarischen Texten, wie man sie kennt, wenn die Erzählung bzw. der Erzähler behauptet, dass selbst beim Begräbnis von X die Trauer nicht größer gewesen sei oder nur bei der Hochzeit von Y eine ähnliche Festesfreude geherrscht habe wie die im Text geschilderte. Ein Index anderer Art liegt jedoch vor, wenn Figuren als am Produktionsprozess des Werks auf irgendeine Weise Beteiligte auftauchen, wie dies manchmal in paratextuellen Passagen, v. a. in Prologen oder Epilogen, zu beobachten ist. Dort lassen sich dann zumindest Facetten eines literarischen Lebens, eines literarischen Gönnerlebens ausmachen.

Zu denken wäre für den deutschsprachigen Bereich dabei etwa an die Erwähnungen Heinrichs des Löwen und seiner Frau Mathilde im *Rolandslied* oder Heinrichs des Löwen allein im Prolog der Fassung A des *Lucidarius*, an die Gräfin von Loon und den Küster Hessel im *Servatius* Heinrichs von Veldeke oder auch – sicherlich am bekanntesten – an Landgraf Hermann von Thüringen, der bis heute als der bedeutendste Literaturmäzen des Mittelalters gilt, und das, ob schon überhaupt nicht klar ist, welchen Anteil er genau am Zustandekommen der Werke hatte, in denen sein Name fällt. Doch auch von anderen mittelalter-

1 Zu Gönner- und Gönnerinnen in mittelalterlicher und mhd. Literatur vgl. J. Bumke 1979; J. Drostel 2006; M. Herweg 2010; B. Bastert/A. Bihrer/T. Reuvekamp-Felber 2017.

lichen weltlichen wie geistlichen Gönnerinnen und Gönnern liegen uns, vor allem aufgrund der ihnen in literarischen Werken zugeschriebenen künstlerischen Ambitionen, Facetten eines erdichteten Lebens vor. Dass es sich dabei nicht primär um historisch-realistische Berichte handelt, sondern in der Regel um schematisierte Darstellungen, die rhetorischen Konventionen folgen, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass bis zum 13. Jahrhundert bestimmte literarische Genres fast immer mit bestimmten Gönnerotypen verbunden werden: legendarisch-hagiographische Texte mit Frauen und/oder Klerikern; Texte, die einem ‚historischen‘ Diskursfeld zugewiesen werden können, etwa Antikenromane, hingegen meist mit Fürsten und anderen hochadeligen Herren; Frauen oder geistliche Würdenträger sind dort nicht vertreten. Die Gönnernennungen scheinen also nach Gattungen bzw. Genres differenzierbar zu sein. Ähnlich wie die dem Stoff angepassten Autor-/Erzählerfigurationen, für die das schon mehrfach beschrieben wurde, folgen offenbar auch Gönner- und Gönnerinnenennungen in vormodernen literarischen Texten bestimmten gattungstypischen Mustern.²

Eine Gattung sucht man in dieser Gruppe allerdings vergeblich: den deutschen Artusroman. Wenn dort überhaupt einmal entsprechende Namen fallen – was in den frühesten Vertretern der Gattung, wie z. B. Hartmanns Artusromanen, bekanntlich nie der Fall ist – dann nicht in den sonst üblichen paratextuellen Passagen zu Beginn oder gegen Ende der Erzählung, sondern innerhalb der *histoire* in Form von Erzählerbemerkungen. Paradebeispiel dafür sind einige Namen in Wolframs *Parzival*, die seit Beginn der Forschungsgeschichte und noch bis heute zu weitreichenden, aber unbeweisbaren Spekulationen um Wolframs Gönner bzw. Gönnergruppen geführt haben, so vor allem die berühmte ‚fränkische Gruppe‘ um die Grafen von Wertheim (184,4–6), die Grafen von Abenberg (227,13) und die Freiherrn von Durne, in deren Besitz sich Burg Wildenberg mit ihren berühmten großen Kaminen befand, die Wolfram nennt (260,6–14). Erwähnt werden im *Parzival* zudem Figuren, die nach Bayern zu weisen scheinen, wie die *marcgrâvin, diu dicke vonme Heitstein über al die marke schein* (403,30–404,2), was man auf die Markgräfin Elisabeth von Vohburg bezogen hat, sowie ein nicht näher bestimmbarer *Heinrich von Rîspach* (297,27), dessen Name im Zusammenhang jener berühmte *Parzival*-Passage fällt, in der der Erzähler behauptet, dass *von Düringen fürste Herman* einen Keie an seinem Hof gebrauchen könnte (297,16–27). Ob mit all diesen Erwähnungen allerdings überhaupt Gönner bezeichnet werden sollen, ob sie in irgendeiner Weise direkt an der Produktion des *Parzival* beteiligt waren, oder ob Wolfram die Namen aus anderen Gründen in sein Werk integriert hat, lässt sich nicht sicher entscheiden.³ Die Erwähnungen gehören somit zu jener Kategorie der bereits erwähnten Namensinserte, die von Wolfram freilich auf sehr spezifische, meist humorvolle Art benutzt werden. In ‚klassischer‘ Weise ver-

2 Vgl. dazu B. Bastert 2019.

3 Vgl. zu den entsprechenden Namen im *Parzival* zuletzt J. Heinze 2019, 24–33.

wendet hingegen Wirnt von Grafenberg diese Namensinserte, wenn im *Wigalois* die Trauer beim Tod von Japhite mit der Trauer um einen *vil edelen vürsten von Meran* verglichen wird.⁴ Allen diesen Allusionen ist indes gemein, dass den Erwähnten kein wie auch immer gearteter Anteil am Produktionsprozess in den Werken selbst zugeschrieben wird. Die einzige Figur, auf die das im Bereich des hochmittelalterlichen deutschen Artusromans, wenn auch nur sehr vermittelt, zutrifft, bleibt bezeichnenderweise anonym: ein *sinnec wip* (337,1) im *Parzival*, von deren Wohlwollen und Unterstützung der Erzähler im 6. Buch die Fortsetzung seines Unternehmens abhängig zu machen scheint (337,27–30). In den deutschen Artusromanen des 12. und frühen 13. Jahrhunderts werden demnach, so lässt sich zusammenfassend konstatieren, im Unterschied zu anderen zeitgenössischen Gattungen und zu einigen französischen Artusromanen (dazu später), keine eindeutigen Gönnerfigurationen deutlich, nicht einmal Partikel eines (v)erdichteten Gönnerlebens sind erkennbar.

Was könnte die Ursache für diesen Befund sein? Vor einigen Jahren lieferte C. Stephen Jaeger einen Lösungsvorschlag, indem er davon ausging, dass in Frankreich während des 12. Jahrhunderts entstandene und üblicherweise als ‚höfisch‘ bezeichnete Texte, wie etwa *Waces Brut*, der *Roman d’Eneas* und weitere Antikenromane sowie Chretiens *Erec et Enide*, *Cligés* und *Yvain*, in denen Gönnernennungen sämtlich fehlen, von ‚clerici‘ aus didaktischen Interessen für den weltlichen Adel verfasst worden seien, ohne dass jene klerikal gebildeten Autoren Gönner am Fürstenhof gehabt oder auch nur gesucht hätten. Erst nachdem ihre Texte große literarische Erfolge geworden seien, wären Autoren wie Chretien oder andere seit dem späten 12. Jahrhundert von hochadligen Mäzenen mit der Produktion höfischer Romane beauftragt worden – deshalb fänden sich auch erst seit dieser Zeit Gönnernennungen in volkssprachigen französischen Texten, beispielsweise in Chretiens *Perceval* oder im *Chevalier de la Charette*. Eine ganz analoge Entwicklung reklamiert Jaeger für die deutsche Literatur, in der Gönner erst ab dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts in größerer Anzahl nachweisbar seien. „If no patron is mentioned“ – so fasst Jaeger die zentrale These seines Beitrags zusammen – „then none exists; and if a poet writes a narrative work in the hope of attracting a patron, he says so.“⁵ Dass solch ambitionierte und kostspielige Projekte wie die hochmittelalterlichen Artusromane aus didaktisch motivierten Eigeninteressen der gebildeten Autoren und ohne jegliche Unterstützung eines Gönners zustande gekommen wären, kann man sich allerdings – ungeachtet der Tatsache, dass Autoren sehr wohl ein auf ihrer klerikalen und literarischen Bildung beruhendes Selbstbewusstsein und daraus resultierende eigene Intentionen gehabt haben mögen – kaum vorstellen. Jaegers Annahme, die voraussetzt, den Verzicht oder die Benutzung von Personenamen

4 Vgl. zur Diskussion darüber, welcher Fürst von Meran hier gemeint sein könnte und ob damit, oder mit dem ebenfalls im Roman erwähnten *Hojir von Mannesvelt* (V. 2861f.), überhaupt Wirnts Gönner bezeichnet werden, zusammenfassend C. Fasbender 2010, 18–24.

5 C. S. Jaeger 1996, 47.

in den genannten literarischen Werken als realistische Abbildung der jeweils spezifischen historischen Situation zu verstehen, liefert m. E. keine zielführende Hypothese für das Fehlen von Gönnernennungen in den deutschen Artusromanen des Hochmittelalters. Sinnvoller erscheint es, die den Texten eingeschriebenen Personennamen und Gönnerschaftsfigurationen als komplexe poetologische Signale aufzufassen, die – analog der Unterscheidung zwischen Autor und Erzählerfigur – entsprechender Auslegung bedürfen und sie auch einfordern.

Wenn man die deutschsprachigen Texte des 12. und 13. Jahrhunderts auf solche Passagen hin sichtet, fällt – neben den bereits erwähnten gattungstypischen Mustern (s. o.) – eine weitere nach Gattungen und Genres differenzierende Klassifikationsmöglichkeit auf: Zunächst verweisen, wie bereits erwähnt, volkssprachige Texte aus dem geistlichen Bereich, insbesondere Legenden, auf Gönnerinnen und/oder Gönner. Klaus Kipf hat in einem jüngeren Beitrag die Modelle aufgezeigt, denen diese frühen Gönnerberufungen verpflichtet sind.⁶ Wenig später folgen Werke mit einem Fokus auf „historischen“ Ereignissen, wie z. B. der Antikenroman (etwa Veldekes *Eneasroman*) oder die französische Heldenepik, die z. T. jedoch auch hagiographische Valenzen besitzt (so z. B. das *Rolandlied* des Pfaffen Konrad). Da aber gleichfalls Hagiographie im zeitgenössischen Verständnis historisches Geschehen, nämlich die Geschichte des Heils, erzählt, lassen sich beide Genres unter dem Signum der ‚(Pseudo)Geschichtsdichtung‘ fassen. Hinzu kommen noch ‚(pseudo)wissenschaftliche‘ Texte wie der *Lucidarius*, der (zumindest in Fassung A) Heinrich den Löwen als Gönner und direkt am Zustandekommen des Werkes Beteiligten erwähnt. Es ist somit im Wesentlichen durch gelehrte, lateinische Traditionen legitimierte volkssprachige ‚Fach- und Wissensliteratur‘, in der im Hochmittelalter ein oder mehrere Gönner genannt und mit dem Werk verknüpft werden.⁷ Die neuartige Gattung des Artusromans hingegen, der es, zumindest im deutschsprachigen Raum, an einer historischen Rückbindung gebricht, zählt nicht dazu. Das ändert sich auch in der produktivsten Phase des deutschsprachigen Artusromans während des 13. Jahrhunderts kaum. Eindeutige Gönnerhinweise sucht man, wie gesehen, sowohl in den weitgehend nach französischen Vorbildern entstandenen Werken eines Wolfram oder Wirnt als auch in den in später ohne erkennbare Quellen verfassten Artusromanen vergeblich. Wer mit dem *frum edel Wimar* (V. 12775) im Epilog von Pleiers *Meleranz* gemeint sein könnte, bleibt ebenso unsicher wie die Datierung dieses Werks, die zwischen 1240 und dem Anfang des 14. Jahrhunderts schwankt. Undeutlich ist ebenfalls, ob Herzog Ludwig II. von Bayern

6 K. Kipf 2017.

7 Vgl. auch J. Wolf 2019, 229, der, den Bezug auf mögliche Gönner als Widmungen auffassend, davon spricht, „dass nahezu alle volkssprachigen Widmungsexempla Texte von höchstem Status betreffen: Eneas, Roland, Willehalm sind allesamt Protagonisten der Heilsgeschichte, entweder als Träger eines Weltreichs oder als Ritterheilige oder beides. Und die Weltchroniken schreiben per se Heilsgeschichte. Solche Werke einem Fürsten oder einer Fürstin zu dedizieren, scheint untadelig, und es scheint genauso untadelig, sie in Empfang zu nehmen – sogar in einem illiterat-höfischen Umfeld.“